

Bernd Greiner

9/11



Der Tag,
die Angst,
die Folgen

C.H.Beck

Bernd Greiner

9/11

**Der Tag,
die Angst,
die Folgen**

Verlag C.H.Beck

Zum Buch

Was geschah wirklich am 11. September 2001? Seit zehn Jahren recherchieren staatliche Ermittler und Historiker. Dennoch haben Verschwörungstheorien über «9/11» nach wie vor Hochkonjunktur. Gestützt auf neues Archivmaterial und die neuesten Erkenntnisse über Täter, Hintermänner und Drahtzieher schildert Bernd Greiner die Ereignisse und untersucht ihre Folgen.

Dieses Buch entkräftet zahlreiche Legenden: dass eine entführte Maschine abgeschossen worden sei, dass die Katastrophe mit einer besseren Kooperation von Polizei und Geheimdiensten hätte verhindert werden können oder dass eine rechtzeitige Verhaftung Osama Bin Ladens am Desinteresse der Regierung Clinton scheiterte. Keine dieser Vermutungen ist haltbar. Gezeigt werden auch die unerwünschten Ergebnisse des «Krieges gegen den Terror» – wie der Einsatz des Militärs Al-Qaida neuen Zulauf bescherte und eine fragile Organisation auf Dauer eher stärkte als schwächte. Vor allem aber geht es um die Hinterlassenschaften des «Krieges gegen den Terror» in den USA und Europa. Immer deutlicher treten die Beschädigungen der demokratischen Verfassung und des politischen Wertessystems hervor – jener Grundlagen also, die es gegen die terroristische Herausforderung eigentlich zu verteidigen und zu stärken gilt. So entsteht die Geschichte eines nervösen Jahrzehnts, in dem die Angst ins öffentliche Leben zurückkehrte.

Über den Autor

Bernd Greiner, geb. 1952, ist Leiter des Arbeitsbereichs «Theorie und Geschichte der Gewalt» am Hamburger Institut für Sozialforschung und Professor am Fachbereich Philosophie und Geschichtswissenschaften der Universität Hamburg. Bei C.H.Beck ist von ihm erschienen: *Die Kuba-Krise* (2010).

Für Betsy

«Another day over, and all I ask is to share the next with you.»

Inhalt

Einleitung

Dienstag, 11. September 2001

New York City, Washington, D. C., Shanksville
Täter und Tatgehilfen
Drahtzieher und Hintermänner

Al-Qaida

Zeitenwende
Erster Dschihad in Afghanistan
Osama Bin Laden als Terror-Unternehmer
Jagd auf Osama Bin Laden

Afghanistan und Irak

Sturz und Wiederkehr der Taliban
«Regimewechsel» im Irak?
Propagandakrieg
Kriegsgründe

Eine Neuauflage der «Imperialen Präsidentschaft»

Selbstermächtigung der Exekutive
Streit um die Verfassung
Selbstentmachtung des Kongresses

Vom Rechtsstaat zum Machtstaat

Folter
Lager
Korrekturversuche

Erbmassen

Präventionsrecht

Präventivkrieg

Anmerkungen

Bildnachweis

Literatur

Quellen

Register

Einleitung

Ein Passagierflugzeug, das sich am 11. September 2001 auf halber Höhe in einen Wolkenkratzer fräst;

zerklumpte Metallteile auf den Straßen, Überreste eines Triebwerks, daneben zerfetzte Körper mit breiten Gurten um die Hüften, angelegt zur Sicherheit während eines Fluges;

der benachbarte Büroturm, auch er wenige Minuten später in Flammen und Rauch, getroffen von einem zweiten Düsenjet;

im oberen Drittel der Hochhäuser Eingeschlossene, den Tod durch Ersticken oder Verbrennen vor Augen, mit Stoffetzen um Hilfe winkend die einen, in ihrer Verzweiflung zum Sprung aus Hunderten von Metern Höhe bereit die anderen, im Fall gefilmt von Fernsehkameras und Touristen;

Feuerwehrleute mit Äxten auf dem Weg zur Brandstelle – «you went in, when we went out», wird später in ihren Todesanzeigen als letzter Gruß von Überlebenden zu lesen sein;

die Meldung, dass zwei weitere Flugzeuge entführt wurden, beide mit Kurs auf die politischen und militärischen Schaltzentralen des Landes, schließlich die Nachricht: auch Teile des Pentagon stehen in Flammen, und «United Airlines 93» ist in der Nähe von Shanksville, Pennsylvania, in einen Acker gestürzt, 20 Flugminuten vom Weißen Haus und vom Kapitol entfernt.

Eine Synagoge in Tunesien, April 2002, Todesstätte für 21 Menschen – darunter 14 deutsche Touristen – nach der Explosion einer Bombe, die von den Drahtziehern von «9/11» in Auftrag gegeben worden war.

Der beliebte Touristenort Kuta auf Bali am späten Abend des 12. Oktober 2002, wo «Jemaah Islamiah» – eine Gruppe mit engen Kontakten zu Al-Qaida – drei Bomben zündete und 202 Menschen tötete.

Das mit 900 Besuchern voll besetzte Dubrowka-Theater in Moskau, am 23. Oktober 2002 während einer Vorstellung von einem tschetschenischen Kommando besetzt und nach zwei Tagen unter Einsatz von Nervengas erstürmt – eine Aktion, die 129 Geiseln und ungefähr 50 Terroristen das Leben kostete.

Vier Vorortzüge in Madrid, von Bomben zerfetzt im Berufsverkehr am frühen Morgen des 11. März 2004 – 191 Tote und über 2000 Verletzte nahmen die Bombenleger in Kauf, um die spanische Regierung zum Rückzug ihrer Truppen aus dem Irak zu bewegen.

Die knapp 1300 Geiseln, Anfang September 2004 drei Tage lang in der «Schule Nummer Eins» in Beslan festgehalten und gequält von radikal-islamischen Gotteskriegerern, die ihren Kampf gegen Moskau auf Nordossetien ausweiten wollten und 331 Menschen, darunter 186 Kinder, mit in den Tod rissen.

Die Londoner U-Bahn am Morgen des 7. Juli 2005, erschüttert von der Explosion mehrerer Bomben, die 56 Menschen töteten und 700 verletzten.

Die dreitägigen Schießereien Ende November 2008 in Mumbai, nachdem mehrere Kommandos an zehn verschiedenen Stellen der Stadt Bomben und Feuer gelegt, 174 Personen ermordet und über 300 verletzt hatten.

Der Morgen des 29. März 2010, als in der Moskauer U-Bahn zwei Selbstmordattentäterinnen, Mitglieder extremistischer Gruppen aus dem Nordkaukasus, sich selbst und 40 Passagiere in die Luft sprengten.

Bilder und Eindrücke aus den letzten zehn Jahren, Schattenwürfe einer Geschichte, die sich jederzeit wiederholen kann, an jedem Ort der Welt. Diese Geschichte handelt im Kern von einer Rückkehr politischer Angst ins öffentliche Leben, erinnert an die dunkelsten Kapitel des Kalten Krieges: «Sie sind überall, in Fabriken, Büros, Metzgereien, an den Straßenecken, in privaten Firmen», so der amerikanische Justizminister Tom Clark Ende der 1940er Jahre über kommunistische Schläferzellen. «Und jeder trägt den Keim für den Untergang der Gesellschaft mit sich.»[1] Tom Ridge, Leiter des US-Heimatschutzministeriums, klang zum Verwechseln ähnlich, als er 2003 und 2004 wiederholt vor noch schlimmeren Angriffen als im September 2001 warnte. Von Giftgasanschlägen in U-Bahnen war die Rede, Hunderte von Detektoren wurden in der Hoffnung auf eine frühzeitige Warnung über das Stadtgebiet von Los Angeles verteilt, F-15-Abfangjäger patrouillierten über potentiellen Anschlagzielen. Was ein Mitarbeiter der CIA über die Stimmung in den USA sagte, konnte und kann man zeitweise auch in Europa beobachten: «Etwas nicht anzuzeigen, weil es einfach verrückt ist, kommt den Leuten gar nicht mehr in den Sinn. Es gibt keine Blockaden mehr. Alles wird angezeigt, überall. Und die Bewertungskriterien sind verloren gegangen. Niemand sagt: «Also gemessen an meiner Erfahrung ist dieser Kerl ein verdammter Lügner». Niemand sagt, «diese Berichte haben überhaupt keine Grundlage.»»[2] Wie hätte es auch anders sein sollen angesichts von verängstigten Meinungsmachern und Politikern, die ihrerseits die Ängste der Anderen für eigene Zwecke ausbeuteten? Auffällig oft warnte das Weiße Haus ausgerechnet während des Wahlkampfes 2004 vor erhöhter Terrorgefahr; und 2008 versuchte auch Hillary Clinton, während der Vorwahlen auf Kosten von Barack Obama mit Angst Politik zu machen: «Wem würden Sie mehr vertrauen, wenn nachts um drei das Telefon klingelt?»

Schon jetzt eine umfassende Geschichte dieses nervösen Jahrzehnts schreiben zu wollen, wäre ein vermessener Anspruch. Trotzdem ist die Zeit für eine erste Bilanz über die Hintergründe und Folgen des 11. September 2001 gekommen. Ausgerechnet über die Administration George W. Bush, die sich hermetisch gegenüber

der Außenwelt abzuschotten versuchte, drang noch während ihrer Amtszeit ungewöhnlich viel nach außen. Von Finanzminister Paul O'Neill über den Koordinator der Anti-Terrorpolitik, Richard Clarke, bis zum ehemaligen Botschafter Joseph Wilson und weniger bekannten Mitarbeitern von Ministerien quittierten Dutzende den Dienst und gaben Interna preis – in der Regel nicht wegen gekränkter Eitelkeit, sondern aus Sorge um den Kontrollverlust innerhalb des politischen Systems und mithin über den Zustand der Demokratie in ihrem Land. Allen Unkenrufen über den Niedergang ihres Genres zum Trotz leisteten auch investigative Journalisten – vorweg Seymour Hersh, Dana Priest, Barton Gellman und Ron Suskind – einen unverzichtbaren Beitrag. Ihnen, der Initiative von Hinterbliebenen der Anschlagsoffer in New York und Washington sowie Anwälten und Bürgerrechtsorganisationen, die sich um Häftlinge in Guantanamo kümmern, ist die Freigabe Hunderter von Akten zu verdanken, die ungewöhnliche Einblicke in die Arbeit der Regierung, des Pentagon und der Geheimdienste bieten. In der vom Kongress bestellten Untersuchungskommission zu den Hintergründen von «9/11» wurden zahlreiche dieser Dokumente penibel ausgewertet, John Ehrenberg, Karen Greenberg und John Prados haben einschlägige Editionen vorgelegt. Die umfangreichste Quellensammlung indes steht im Internet zur Verfügung, aufgearbeitet von Historikern des «National Security Archive». Diese an der George Washington University angesiedelte gemeinnützige Organisation ist für Zeithistoriker mittlerweile unumgänglich; sie genießt zu Recht den Ruf, ihre umfangreichen, bis zum Zweiten Weltkrieg zurückreichenden Bestände nach den Maßstäben professioneller Archivare zu pflegen. Herkunft, Kontext und Wirkungsgeschichte der Quellen sind nachvollziehbar, elektronische Findbücher erleichtern die Recherche. Fortlaufende Ergänzungen ermöglichen überdies eine kontinuierliche Ergänzung oder Korrektur bereits vorhandenen Wissens.

Aufgrund dieses vielfältigen Materials lassen sich auch die «weißen Flecken» in der Geschichte des 11. September 2001 kartographieren, jene Bereiche also, die künftig für ein besseres Verständnis der Ereignisse bearbeitet werden sollten. In diesem

Sinne kann das vorliegende Buch zugleich als Beitrag zur Diskussion von Fragen verstanden werden, die sich aus der Geschichte von «9/11» aufdrängen, aber keineswegs nur von historischem Interesse sind – Fragen zur Außen- und Militärpolitik, zu Bündnisbeziehungen, zum internationalen Völker- und Kriegsrecht und vor allem zur Art und Weise, wie Demokratien mit realen oder imaginierten Gefahren umgehen und welchen Preis sie für den Ausnahmezustand zahlen.

Gerade die Vorgeschichte der Anschläge spielt, sei es hintergründig oder explizit, in tagespolitischen Debatten eine herausragende Rolle. Die Behauptung, dass religiös motivierter Terror und Religionskriege im Namen Allahs die größte Gefahr für Freiheit und Zivilisation sind, steht wie ein Glaubensbekenntnis im Raum, eingängig wegen der radikalen Reduktion von Komplexität und tröstend zugleich, weil es den Blick auf irritierend andere Facetten erspart. Zieht man demgegenüber Studien zu Selbstmordattentätern im Allgemeinen und zu Al-Qaida im Besonderen zu Rate, macht das Bild der von glühender Religiosität getriebenen Fanatiker kaum noch Eindruck. Stattdessen gewinnen weltliche, säkulare Elemente an Kontur: soziale Entwurzelung, Enttäuschung, Demütigung, Bindungslosigkeit, verletztes Ehrgefühl, Wut und Zorn über nationale Erniedrigung, Rache für die Opfer von Amerikas Politik und Kriegen in muslimischen Ländern und nicht zuletzt: ein Pochen auf soziale Gerechtigkeit, unterlegt von politischer Leidenschaft zur Durchsetzung dieses Ziels. Daher war auch der Schriftsteller Orhan Pamuk vielen Historikern seiner Zeit voraus, als er die Freudentänze in Istanbul nach dem Einsturz der Zwillingstürme wie folgt kommentierte: «Was den Terrorismus nährt, [...] ist weder der Islam noch die Armut selbst, sondern es sind die Gefühle von Hilflosigkeit und Minderwertigkeit, die sich wie ein Krebsgeschwür in den Ländern der Dritten Welt verbreitet haben.»[3]

Dass die Anschläge auf New York und Washington in die Zeit der Einführung des Breitbandinternet fielen, beförderte eine zweite Lesart über alle Maßen – Verschwörungstheorien. Keine Behauptung ist zu abenteuerlich, als dass sie mittels der neuen Medien nicht

weltweit diskutiert und Anhänger finden würde: Polizei und Geheimdienste hätten die Tragödie verhindern können, aber eine Verhaftung Osama Bin Ladens und anderer Drahtzieher sei politisch unerwünscht gewesen; die Flugzeuge seien nicht von Entführern gesteuert, sondern durch manipulierte Bordcomputer gegen den Willen einer hilflosen Besatzung automatisch ins Ziel gelenkt worden; nicht explodierende Flugzeuge, sondern im Vorwege platzierte und kontrolliert detonierte Sprengladungen hätten die Türme zum Einsturz gebracht; das Pentagon sei nicht von einem Flugzeug, sondern von einer Cruise Missile der US-Streitkräfte getroffen worden; die Air Force habe das vierte Flugzeug über Shanksville abgeschossen; Insider hätten in den Tagen vor dem Anschlag auffällig mit Aktien der betroffenen Fluggesellschaften und mit Obligationen im World Trade Center niedergelassener Investmenthäuser spekuliert und dabei ungewöhnlich hohe Gewinne erzielt, seien über das Kommende ebenso im Bilde gewesen wie israelische Banker und Regierungsstellen, die rechtzeitig Warnungen ausgegeben und damit jüdische Opfer verhindert hätten. Und so weiter und so fort in einer endlosen Litanei nach dem ewig gleichen Muster: Jedes Detail wird auf einer Fertigmatrix in Kausalketten eingepasst, bis am Ende alles Zufällige, Ungereimte und Kontingente geplant, beabsichtigt und wohl überlegt erscheint. Fazit: Was am 11. September geschah, hätten amerikanische Geheimdienste entweder ausgeheckt oder im Wissen um die Pläne der Terroristen geduldet – angeblich, um einen Vorwand für einen Krieg um Öl und gegen Muslime in der ganzen Welt zu finden.

Wie es scheint, hat der 11. September einen Trend kenntlich gemacht, wenn nicht gar beschleunigt, der vor allem in den USA, aber auch andernorts um sich greift. Meinungen, Vorurteile und Gefühle treten auf Kosten von Fakten in den Vordergrund, Gläubige an die Stelle des Staatsbürgers. Sosehr Letztere über die Begründbarkeit von Argumenten streiten, sosehr immunisieren sich Erstere gegen die Kraft des Arguments. Wer nur noch die eigenen Überzeugungen duldet, kann auf streitbaren Dialog verzichten, denn Glaube ist von Haus aus nicht falsifizierbar. In den emotionalen Aufwallungen der «Tea Party» in den USA oder der populistischen

Islamwut in Europa findet dergleichen seinen vorläufigen Höhepunkt. Dass Barack Obama ein im Ausland geborener Muslim sei, halten bis zu 25 Prozent der von Meinungsforschern befragten Amerikaner für erwiesen; auch in Europa steigt offenbar der Anteil jener, die wider alle Evidenz schlicht alles für möglich halten. Im einen wie im anderen Fall kündigt der öffentliche Umgang mit Gefahren und Unübersichtlichkeit von einer «Beschädigung der demokratischen Kernfähigkeit», wie Benjamin Barber schreibt: «Wir verlieren unsere demokratische Kernfähigkeit, nämlich einzuräumen, dass wir unrecht haben könnten, und dass unsere Ansichten nach irgendwelchen anderen Kriterien beurteilt werden müssen, als nur danach, wie sehr wir von ihnen überzeugt sind. [...] Wir haben Meinung und Vorurteil an die Stelle von Wissenschaft und Vernunft gesetzt – oder noch schlimmer, wir erkennen den Unterschied zwischen beidem gar nicht mehr.»[4]

In welcher Weise der «Krieg gegen den Terror» demokratische Werte, Verfahren und Institutionen und mithin jene Fundamente beschädigt, die es gegen die terroristische Herausforderung eigentlich zu stärken gilt – dieses Problem steht im Mittelpunkt der vorliegenden Studie. Dass die USA unter George W. Bush besondere Aufmerksamkeit verdienen, liegt nahe. Zwar forderte der Ausnahmezustand auch in anderen Demokratien seinen Preis; aber einzig in den USA war von einer Verfassungskrise die Rede, gar von der schwersten Belastungsprobe seit dem Bürgerkrieg. Wie konnte es einer anfänglich schwachen, mit dem Makel einer gestohlenen Wahl behafteten Regierung gelingen, binnen kürzester Frist ihre Agenda auf ganzer Linie durchzusetzen? Warum funktionierten die «checks and balances» – Gewaltenteilung und wechselseitige Kontrolle des Machtapparates – nicht mehr? Wieso fügten sich mächtige Ministerien und Behörden, weshalb ließ der Kongress die Exekutive kritiklos gewähren? Weshalb galten scheinbar unverrückbare Prioritäten von einem Tag auf den anderen nichts mehr? Und wie ist das jahrelange Schweigen des Supreme Court, der obersten Verfassungshüter, zu erklären? In den Worten von Seymour Hersh: «Ist unsere Demokratie wirklich so fragil?»[5]

Historiker und Verfassungsrechtler verwenden seit den 1970er Jahren zur Charakterisierung dieser Fragilität ein einprägsames Schlagwort: «Imperiale Präsidentschaft». Das Adjektiv wurde vom Schöpfer des Begriffs, dem Historiker Arthur Schlesinger Jr., mit Bedacht gewählt und soll signalisieren, dass amerikanische Präsidenten seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wiederholt auf Vollmachten pochen, die einst den Potentaten europäischer Imperien vorbehalten waren. Eine Gleichstellung mit absoluten Monarchen ist damit selbstverständlich nicht gemeint; dagegen spricht der extrem enge Handlungsspielraum der Exekutive in der Innenpolitik im Allgemeinen und gegenüber den Einzelstaaten im Besonderen. Vielmehr geht es darum, dass Präsidenten in der Außen- und Sicherheitspolitik, bei der Entscheidung über Leben und Tod, die alleinige Entscheidungskompetenz für sich beanspruchen und ein um das andere Mal durchsetzen. Und dass sie dabei eine Theorie von «inherent rights» geltend machen, die einem vordemokratischen Politik- und Staatsverständnis geschuldet ist – der Vorstellung unteilbarer, nicht begründungsbedürftiger Privilegien nämlich, die vom ersten Mann im Staat nach eigenem Gutdünken in Anspruch genommen werden können. George W. Bush tritt nur insofern aus der Reihe, als er die Machtüberdehnung der Exekutive so konsequent wie kaum ein anderer vor ihm betrieb.

Krieg zur symbolischen Beglaubigung imperialer Größe und Durchsetzungsfähigkeit, Angriffskriege auf bloßen Verdacht und zur Vorbeugung gegen künftige Gefahren, Setzung neuen Rechts ohne Verfahren, ohne Diskussion und ohne Legitimation – ob George W. Bush eine radikale Ausnahme bleibt oder ob die USA auf künftige Kränkungen, Niederlagen und Machteinbußen ähnlich radikal reagieren werden, ist eine offene Frage. Sich mit ihr zu beschäftigen, mithin nach den Möglichkeiten und Grenzen politischer Selbstkorrektur zu fragen, erscheint aber unhintergebar – auch angesichts der seit «9/11» feststellbaren Beschädigungen des Rechtsstaats in Europa und nicht zuletzt auf Grund der Tatsache, dass der «Krieg gegen den Terror» die Wahrscheinlichkeit künftiger Anschläge nicht reduziert, sondern erhöht hat.

Berlin, 13. Januar 2011



«Ground Zero»: Rauchende Trümmer des World Trade Center unmittelbar nach den Anschlägen.

Dienstag, 11. September 2001

«American 11 – Flugzeug auf zwei Uhr, zwanzig Meilen in südwestlicher Richtung vor Ihnen.» – «Hier American 11, verstanden.» – «American 11, drehen Sie zwanzig Grad auf rechts.» – «Zwanzig rechts, verstanden.» Es ist Dienstag, der 11. September 2001, als diese Kommunikation zwischen der Flugkontrolle Boston und dem Cockpit von American Airlines Flug 11 aufgezeichnet wird – ein strahlender Tag, tiefblau der Himmel und wolkenlos, an der gesamten Ostküste der Vereinigten Staaten um die 20 Grad Celsius, kaum Wind, perfektes Flugwetter. 14 Minuten vorher, um 7 Uhr 59, war «American 11», eine Boeing 767, am Flughafen Boston Logan mit 81 Passagieren und elf Crew-Mitgliedern gestartet. Die Flugzeit nach Los Angeles würde voraussichtlich sechs Stunden betragen, die Tragflächen sind randvoll mit 35.000 Litern Kerosin betankt. Gegen 8:14 melden sich die Lotsen erneut: «American 11, steigen Sie auf Flughöhe Drei Fünf Null [35.000 Fuß], und halten Sie diese Höhe.» Zehn Sekunden später noch einmal: «American 11, steigen Sie auf Flughöhe Drei Fünf Null, und halten Sie diese Höhe.» Keine Antwort. 13 Mal versucht «Boston Center» in den nächsten zehn Minuten Kontakt aufzunehmen: «American 11, hören Sie uns?» – «American 11, wenn Sie Boston Center hören, schalten Sie auf Eins Zwei Sieben Punkt Acht Zwei.» Dann endlich – es ist 8 Uhr 24 Minuten und 38 Sekunden – sind wieder Stimmen aus dem Cockpit zu hören. Aber es sind nicht die Stimmen der Piloten. Ein Unbekannter wendet sich auch nicht an die Flugkontrolle, sondern an die Passagiere;

womöglich ahnt er noch nicht einmal, dass die Mikrophone auch nach außen geöffnet sind: «Wir haben ein paar Flugzeuge», ist mit schwerem Akzent zu hören. «Verhalten Sie sich ruhig, und es wird Ihnen nichts geschehen. Wir fliegen zum Flughafen zurück. Wenn sich keiner bewegt, wird alles in Ordnung sein. Wenn Sie versuchen sich zu bewegen, gefährden Sie sich selbst und das Flugzeug. Bleiben Sie einfach ruhig. Keiner bewegt sich, bitte. Wir kehren zum Flughafen zurück. Kommen Sie nicht auf die Idee, irgendwelche dummen Bewegungen zu machen.»[1] Mittlerweile ist es 8:34 Uhr.

New York City, Washington, D. C., Shanksville

Die Entführer gestatten ihren Geiseln die Benutzung von Bord- und Mobiltelefonen. Viele nutzen die Gelegenheit, führen Gespräche voller Liebe und Zärtlichkeit, als ahnten sie, dass es das letzte Mal ist. Zwei Stewardessen schildern einem Außenbüro ihrer Fluggesellschaft, dass ein Passagier mit durchgeschnittener Kehle verblutet und zwei Kolleginnen durch Messerstiche verletzt sind. Und sie geben die Sitzplatznummern der fünf Entführer durch, ein wichtiger Hinweis zur schnellen Ermittlung ihrer Namen. 32 Minuten nach der Erstürmung des Cockpits hat der Terrorpilot den Nordturm des World Trade Center an der Südspitze Manhattans auf Augenhöhe. Um 8 Uhr 46 bohrt sich «American 11» mit 630 Stundenkilometer auf halber Höhe, zwischen dem 93. und 99. Stockwerk, in das Gebäude. In der Außenwand und im Kern des Turms wird ungefähr die Hälfte der Stützpfiler durchschlagen oder schwer beschädigt, die 300.000 Tonnen schwere Konstruktion aus Glas und Stahl schwingt mehrmals hin und zurück, sie ist auf schwere Erdbeben und Hurrikans ausgelegt – aber nicht darauf, dass Feuerisolierungen weggesprengt und Stahlträger einem Feuer von mehr als 1000 Grad ausgesetzt werden.

Knapp sieben Minuten nach dem Einschlag im Nordturm wird der Flugüberwachung im Großraum Boston, die bisher alle Aufmerksamkeit auf «American 11» konzentriert hatte, klar, dass auch mit einer weiteren Maschine etwas nicht stimmt: United Airlines Flug 175, eine Boeing 767, um 8 Uhr 14 ebenfalls in Boston

Logan gestartet, reagiert nicht mehr auf die Funksprüche der Luftüberwachung New York. «We may have a hijack» – «Kann sein, dass wir eine Entführung haben», ist um 8 Uhr 53 aus «New York Center» zu hören. Und kurz darauf: «Wir haben es hier mit mehreren Dingen gleichzeitig zu tun. Es läuft völlig aus dem Ruder» – «It's escalating big, big time.»[2] Um 8 Uhr 41 waren die Piloten von «United 175» noch auf Empfang gewesen, hatten berichtet, dass sie sich auf die Funkfrequenz von «American 11» geschaltet und Merkwürdiges gehört hatten: «Irgendjemand [im Cockpit von «American 11»] sprach ganz aufgeregt ins Mikro und sagte, äh, dass alle, äh, in ihren Sitzen bleiben sollten.»[3] Es ist der letzte Funkspruch von «United 175», kurz darauf sind Kapitän und Kopilot tot, wahrscheinlich erstochen von einem der fünf Entführer – so schildern Passagiere in Telefonaten mit ihren Familien die Situation an Bord. Einige sind noch geistesgegenwärtig genug, um die Sitzplatznummern der Terroristen durchgeben zu können. Kurz darauf verglüht «United 175» mit 61 Fluggästen und neun Besatzungsmitgliedern zwischen dem 77. und 85. Stockwerk im Südturm des World Trade Center. Es ist 9 Uhr 03.



«It's escalating big, big time»: «United 175» kurz vor dem Einschlag in den Südturm des World Trade Center.

«American seventy seven – Indy radio check – how do you read?» – «American 77, hier ist die Leitstelle Indianapolis, können Sie mich hören?»[4] Seit 8 Uhr 56 setzen die Lotsen von «Indy Center» ihre Funksprüche im Minutentakt ab. Vergeblich. Auch American Airlines Flug 77, gestartet um 8 Uhr 20 vom Flughafen Dulles in Washington, D. C., befindet sich mittlerweile mit 53 Passagieren und sechs Crew-Mitgliedern in der Hand von Entführern. Das Flugzeug hat seine vorgesehene Route nach Los Angeles kurz vor neun Uhr verlassen und nimmt in einer weiten Schleife Kurs zurück auf die Hauptstadt. Um 9 Uhr 37 stürzt die voll betankte Boeing 757 in den Westflügel des Pentagon.

United Airlines Flug 93 ist, vom Flughafen Newark kommend, seit 8 Uhr 42 in der Luft. Die Reise nach Kalifornien verspricht planmäßig zu verlaufen, die Piloten spulen routiniert ihr Programm ab. Selbst eine um 9 Uhr 23 auf den Bordmonitoren aufblinkende Eilmeldung bringt sie nicht aus der Ruhe: «Beware any cockpit intrusion. Two aircraft in NY, hit Trade Cnter builds» – «Vorsicht vor Eindringlingen in das Cockpit. Zwei Flugzeuge in New York kollidieren mit den Trade Center Gebäuden.» Dass auch «United 93» gefährdet ist, scheint kaum jemand für möglich zu halten, am wenigsten die Piloten. «Guten Morgen Cleveland, hier spricht United 93 auf Drei Fünf [35.000 Fuß Flughöhe]. Ehm, es gibt etwas Wind hier oben auf fünfunddreißig. Habt Ihr irgendwelche Vorhersagen?» Die nächsten fünf Minuten geht es um Wetterlage, Reishöhe und Verkehrsaufkommen auf der vorgesehenen Luftstraße. Dann aber – es ist 9 Uhr 28 – buchstäblich aus heiterem Himmel der internationale Notruf, bei der Bodenstation nur verzerrt wahrnehmbar: «Mayday». Und lautes Rufen, es klingt wie: «Hey, macht dass Ihr rauskommt. Get out of here. Get out of here.» Vier Minuten später fängt «Cleveland Center» das nächste Signal auf, die Stimme eines Entführers, der sich als Kapitän ausgibt und in gebrochenem Englisch die Passagiere beruhigen will: «Bitte setzen Sie sich. Bleiben Sie sitzen. Wir haben eine Bombe an Bord. [...] Wir

fliegen zum Flughafen zurück und werden unsere Forderungen haben. Also bitte bleiben Sie ruhig.»[5] Danach verstummt «United 93» und nimmt Kurs auf die Hauptstadt.

Wie in den anderen entführten Maschinen rufen Passagiere und Crewmitglieder ihre Angehörigen an, weinen, trösten, sprechen sich Mut zu, schildern das Chaos an Bord, dass Kapitän und Kopilot in der Kabine auf dem Boden liegen, verletzt, womöglich tot. Einige erfahren in den Telefonaten von den Ereignissen in New York – und entschließen sich zur Gegenwehr. «Okay, wir haben hier eine Gruppe zusammen, und wir werden etwas unternehmen», so eine Geisel im Telefonat mit seiner Frau. «Wenn sie diese Maschine zum Absturz bringen, müssen wir etwas tun.»[6] Was danach geschieht, ist auf dem «Voice Recorder» – dem automatischen Aufzeichnungsgerät im Cockpit – und der «Black Box» mit dem Protokoll aller Flugdaten überliefert. 9 Uhr 57: Schreie und Geräusche, die auf einen Kampf schließen lassen, offensichtlich greift eine Gruppe Passagiere die Entführer an. Der Terrorpilot versetzt das Flugzeug in heftige Schlingerbewegungen, wahrscheinlich will er die Angreifer aus dem Gleichgewicht bringen. 10 Uhr: «Auf ins Cockpit! Wenn wir es nicht tun, werden wir alle sterben!» Und eine andere Stimme: «Roll it!» – «Los geht's!» Der Pilot gerät in Panik: «Allah ist der Größte! Allah ist der Größte! War es das? Ich meine, sollen wir sie abstürzen lassen?» Darauf ein anderer Entführer: «Yes, put it in it, and pull it down» – womit er wohl sein Einverständnis mit einem gezielten Absturz zum Ausdruck bringen will. Drei weitere Minuten protokollieren die Geräte. Mal sind schrille Schreie zu hören, dann nur Fluggeräusche, phasenweise scheint es in der Maschine vollkommen still zu sein.[7] Um 10:03 zerschellt die Boeing 757 auf einem Acker bei Shanksville, Pennsylvania, die 33 Passagiere, sieben Besatzungsmitglieder und vier Entführer sind sofort tot. Die Absturzstelle liegt 125 Meilen oder 20 Flugminuten von Weißem Haus und Kapitol entfernt.

Für den Schutz des amerikanischen Luftraums sind das «North American Aerospace Defense Command» (NORAD) sowie mehrere Regionalkommandos zuständig, in diesem Fall der «Northeast Air Defense Sector», kurz NEADS. Wie es scheint, waren die traditionell

für «worst case»-Fälle trainierten Militärs auf das Szenario dieses Morgens nicht im Mindesten vorbereitet. Elf Jahre nach Ende des Kalten Krieges konnte oder wollte sich niemand eine aus dem Nichts kommende Bedrohung durch feindliche Flugzeuge vorstellen. Und dass die Jets ziviler Fluggesellschaften wie Cruise Missiles eingesetzt würden, erst recht nicht. Gerade mal sieben Stützpunkte und 14 Abfangjäger waren in den gesamten USA in Alarmbereitschaft. «Is this real-world or exercise?» – «Meint Ihr das ernst, oder ist es eine Übung?», fragte der Diensthabende bei NEADS ungläubig, als um 8 Uhr 37 die Nationale Luftfahrtbehörde (FAA) in der Kommandozentrale anrief und die Entführung von «American Airlines 11» meldete.

Gut eine Viertelstunde später starteten zwei F-15-Abfangjäger von der Otis Air National Guard Base in Falmouth, Cape Cod, und zwei F-16 von der Langley Airbase in Hampton, Virginia. Eine nachvollziehbare Verzögerung, denn trotz wiederholter Anfragen waren keine Koordinaten über Flugroute und Flughöhe von «American 11» übermittelt worden. Auch nach dem Start hatten die Piloten keinen klaren Auftrag, außer der Weisung, sich im militärischen Luftraum auf Abruf bereit zu halten. Der Nordturm des World Trade Center war zu diesem Zeitpunkt bereits in dichten Rauch gehüllt. Dass mit «United 175» eine weitere Maschine auf New York zuraste und «United 93» ihren ursprünglichen Kurs abrupt geändert hatte und mittlerweile Washington, D. C. ansteuerte – diese Informationen gingen im allgemeinen Chaos unter, niemand gab sie weiter, weder an NORAD noch an NEADS. Von der Existenz beider Flugzeuge erfuhr die Luftabwehr erst, als das eine im Südturm explodiert und das andere über dem ländlichen Pennsylvania abgestürzt war. Und die Daten zu «American 77» wurden erst um 9 Uhr 34 – drei Minuten vor Absturz – an NEADS übermittelt: «Unbekanntes Flugzeug» sechs Meilen südwestlich des Weißen Hauses. Die beiden F-16 nahmen sofort Kurs auf die Hauptstadt. Eine Chance zum rechtzeitigen Eingreifen hatten sie nie; als die Kampfpiloten die Silhouette von Washington sahen, stand der Westflügel des Pentagon schon in Flammen.[8]

Dass die Luftabwehr Zeit und Gelegenheit gehabt hätte, einen oder mehrere der entführten Jets zu stellen oder gar abzudrängen – diese im Nachhinein aufgestellte und mit Verve ständig wiederholte Behauptung entbehrt also jeder Grundlage. Die Kommunikation im zivilen und militärischen Luftverkehr, die Rekonstruktion der Flugbewegungen, überhaupt alle für den Morgen des 11. September relevanten Daten lassen keinen Zweifel: Die Abfangjäger waren zu keinem Zeitpunkt auch nur in Sichtweite, sie jagten Phantome, Flugzeuge, die es schon nicht mehr gab oder über deren Existenz man überhaupt nichts, bestenfalls Ungefähres wusste.

Vollends ein Hirngespinnst ist die hartnäckig kolportierte Legende über den Abschuss von «United 93». Nicht genug damit, dass die Abfangjäger gar keine Gelegenheit dazu hatten; es war ihnen seitens der militärischen Einsatzleitung auch strikt untersagt. Um 10 Uhr 10 – keines der gekaperten Flugzeuge war mehr am Himmel, aber mit weiteren Entführungen musste jederzeit gerechnet werden – machte das NEADS-Kontrollzentrum allen im Einsatz befindlichen F-15 und F-16-Piloten unmissverständlich klar: «Negative – negative clearance to shoot.» In anderen Worten: Eine Absusserlaubnis wird unter keinen Umständen gegeben. Gefordert war nur, verdächtige Flugzeuge zu stellen, zu identifizieren und zu verfolgen: «ID type and tail.» Die beiden Einsatzleiter handelten aus eigenem Ermessen, zu den politisch Verantwortlichen in Washington hatten sie zu diesem Zeitpunkt noch keinen Kontakt. Bemerkenswert ist, dass sie sich nicht allein an den üblichen Einsatzrichtlinien für Flugzeugentführungen orientierten. Sie begründeten ihre Zurückhaltung vielmehr mit einer Furcht vor unabsehbaren Konsequenzen – und änderten ihre Meinung auch eine knappe halbe Stunde später unter dem Druck des Vizepräsidenten nicht. Als man gegen 10:31 in der NEADS-Einsatzzentrale erfuhr, dass Richard Cheney auf einen schnellstmöglichen Abschuss drängte, reagierten die zuständigen Luftwaffenoffiziere nicht. An den Piloten gingen diese Irritationen vollends vorbei. Für sie galt weiterhin: «Negative clearance to shoot.»[9]

Vizepräsident Richard Cheney hielt bis zum frühen Abend die Fäden in Washington in der Hand. George W. Bush hatte eigentlich

umgehend aus Sarasota, Florida – wo er den Kindern der «Emma E. Booker»-Grundschule einen Besuch abstattete – in die Hauptstadt zurückkehren wollen. Gegen 10 Uhr gab er widerwillig dem Drängen des «Secret Service» nach. Washington galt nach dem Angriff auf das Pentagon noch immer als akut gefährdet, auch hatte ein mit den Reiseplänen des Präsidenten auffallend vertrauter Anrufer die Präsidentenmaschine «Air Force One» als nächstes Anschlagziel genannt. Also wurde Bush zunächst auf die Barksdale Air Force Base in Louisiana, von dort auf die Offutt Air Force Base in Omaha, Nebraska, evakuiert, einen weitläufigen, für das Überleben im Atomkrieg ausgelegten Bunkerkomplex. In jeder anderen Administration hätte wahrscheinlich der Stabschef des Weißen Hauses oder der Nationale Sicherheitsberater den kurzfristig verhinderten Präsidenten vertreten. So jedenfalls hatten es Dwight D. Eisenhower, Richard Nixon und Ronald Reagan in der Vergangenheit gehalten. Unter George W. Bush hingegen war die Architektur der Macht eine andere, nahm der Vizepräsident eine ungewöhnlich starke und im Grunde mit der Verfassung unvereinbare Rolle ein.

Dass «Dick» Cheney am Morgen des 11. September 2001 obendrein seine Machtfülle missbrauchte, ist mittlerweile kaum mehr zu bestreiten. Nachdem die Meldung über ein viertes entführtes Flugzeug eingegangen und Washington als wahrscheinliches Ziel vorausgesagt worden war, wurde Cheney von seinem militärischen Adjutanten zweimal auf die Befehlslage angesprochen. Sollte die Luftwaffe bedrohliche oder als bedrohlich erscheinende Flugzeuge abschießen oder nicht? Zweimal gab Cheney ohne zu zögern die gleiche Antwort: «Take it out!» – «Schießt sie ab!» Gegenüber Verteidigungsminister Donald Rumsfeld unterstrich er wenig später telefonisch seinen Entschluss und fügte hinzu: «Ich gehe davon aus, dass sie bereits einige Flugzeuge runtergeholt haben.»^[10] Rumsfeld war sichtlich konsterniert – ob aus Wut über die missachtete Befehlskette oder im Entsetzen über Cheneys beiläufigen Tonfall, sei dahingestellt.

Eine solche Order hätte Cheney auf keinen Fall geben dürfen, einzig und allein der Präsident ist laut Verfassung als

Oberkommandierender der Streitkräfte im Falle eines Angriffs auf die USA zu dergleichen befugt. Alle vorliegenden Indizien untermauern die Behauptung von Augen- und Ohrenzeugen, dass die beiden erst miteinander sprachen, als Cheney die Abschusserlaubnis bereits erteilt hatte. Zwar hieß Bush – daran ließ er keinen Zweifel – den Entschluss seines Vizepräsidenten gut. Aber Cheney hätte wegen Amtsanmaßung im Nachhinein seinen Rücktritt anbieten oder zur Demission aufgefordert werden müssen. Denn unabhängig davon, ob man den Befehl angesichts des akuten Notstandes für moralisch vertretbar und mithin legitim hält oder nicht, illegal war er in jedem Fall.

Dubios erscheint «Dick» Cheneys Rolle bei einer weiteren und militärisch nicht minder heiklen Entscheidung. Seit 10 Uhr 38 kreisten Abfangjäger über der Hauptstadt, die weder dem Kommando von NORAD noch von NEADS unterstanden. Sie gehörten zur «District of Columbia Air National Guard» und waren von deren Stützpunkt auf der Andrews Air Force Base in Maryland gestartet. Bis heute ist unklar, wer die Maschinen anforderte: Cheney schützt Unwissen vor; der an diesem Tag im Weißen Haus für den «Secret Service» zuständige Agent behauptet, eine Anweisung des Vizepräsidenten weitergegeben zu haben. In jedem Fall waren die für die Luftverteidigung der USA zuständigen Stäbe der Luftwaffe nicht im Bilde. Schon gar nicht kannten sie die «Rules of Engagement», die Einsatzrichtlinien, der fraglichen Maschinen: Sie flogen «weapons clear», durften also grundsätzlich alle Fluggeräte abschießen, die sich dem Weißen Haus oder dem Kapitol auf gefährliche Weise näherten. Ob und wann von der Erlaubnis Gebrauch gemacht würde, lag im Ermessen des Staffelführers.[11] Dieses eklatante Ignorieren der militärischen Befehlskette, zumal im Lichte der von NORAD und NEADS befohlenen Zurückhaltung, konnte im Nachhinein unter den Teppich gekehrt werden, weil es keine Folgen zeitigte. Was indes bleibt, ist die Frage nach dem Verhältnis von Politik und Militär, genauer nach der Übergriffigkeit von Politikern in Zeiten des Ausnahmezustands.

Derweil wurden Millionen in aller Welt Zeugen der Ereignisse in New York. Ungezählte Kameras waren auf die brennenden

Stockwerke gerichtet, die für Sensationsmeldungen jeder Art von Fernsehanstalten bereit gehaltenen Helikopter lieferten Eindrücke aus allen erdenklichen Perspektiven, Tausende machten Bilder mit ihren Fotohandys und verschickten sie an Freunde und Bekannte. Für die schnellstmögliche visuelle Verbreitung der Nachrichten sorgte nicht zuletzt das gerade eingeführte Breitband-Internet. Wo und von wem auch immer etwas aufzuschnappen war, es wurde gesendet. «ABC» führte gar ein Live-Telefoninterview mit einem im Nordturm eingeschlossenen Immobilienmakler, die Frau eines Kollegen hatte dem Sender seine Durchwahl gegeben. «Wir sind im 86. Stock, wir sehen auf den East-River.» Während Jim Gartenberg ruhig und gefasst das Chaos im Innern des Gebäudes schilderte, war auf dem Bildschirm schwarzer Rauch zu sehen, der wie dicke Wolken aus dem Turm quoll.[12] Solange keine neuen Eilmeldungen vorlagen, wurde der Feuerball beim Einschlag von «United 175» in den Südturm gezeigt, immer und immer wieder, in einer Endlosschleife. Viele, die in Bahnhöfen, Flughäfen, in der U-Bahn oder in Einkaufszentren einen flüchtigen Blick auf Fernseher und Großleinwände warfen, hielten die Bilder im ersten Moment für den Trailer eines neuen Katastrophenfilms. Wie an den Tagen, als John F. Kennedy ermordet wurde, als die Landefähre von Apollo 11 auf dem Mond aufsetzte oder als Elvis Presley starb, wissen noch heute Millionen, wo sie waren und was sie taten, als sie am Morgen des 11. September die Meldungen hörten.

Weil «United 175» mit einer leichten Drehung auf das Gebäude getroffen war, blieb ein Treppenhaus in der Einschlagszone intakt – ein Rettungsweg für viele, die sich in den oberen Stockwerken aufgehalten hatten. Im Nordturm hingegen waren alle oberhalb des 99. Stockwerks dem Tode geweiht; einige sprangen in ihrer Verzweiflung aus den Fenstern, andere machten mit verknoteten Kleidungsstücken winkend auf sich aufmerksam, in der Hoffnung, dass vielleicht ein Hubschrauber auf dem Dach landen und die Eingeschlossenen würde aufnehmen können. Zumindest die Bilder der in die Tiefe Stürzenden wurden nach einigen Stunden aus dem Programm genommen – vorerst. Von ihrer Gier nach vermeintlicher